Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 9 (1868)
Heft: 6

Nachruf: Pfarrer J. Ulrich Walser
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

führte die Krebskachexie zum tödtlichen Ausgange. Lange, lange hielt er die Welt fest „mit klammernden Organen," lange, lange sträubte er sich mit aller Macht gegen den Tod. Auf seinem schmerzenvollen Krankenlager gieng ihm endlich unter schweren innern Kämpfen die Gewißheit auf, daß ihm hienieden keine andere Ruhe nach seiner Arbeit beschieden sei als die Ruhe im Grabe. Langsam, aber unaufhaltsam schwanden seine leiblichen Kräfte dahin, der Geist jedoch blieb ungetrübt. Die Krankheit änderte wenig an seinem Charakter, und es war für ihn eine so hingebende und selbstverleugnungsvolle Pflege nothwendig, wie sie eben nur ein Kind, seine jüngste Tochter, in so ausgezeichneter Weise ihm bieten konnte. Als er in einem neuen Anfall die Botschaft erkannte, daß der Tod nahe sei, ließ er noch die im Lande weilenden Kinder an sein Bette treten, um von ihnen Abschied zu nehmen. Gefaßt und bei vollem Bewußtsein erwartete er den letzten Feind. Sonntags den 27. Nov. 1865 verschied er sanft im Alter von 53 Jahren, 7 Monaten und 15 Tagen. Die Beerdigung fand in Bühler den 3. Dez. unter großer Theilnahme der Behörden, der Gemeinde und des Landes statt.

Pfarrer J. Ulrich Walser.

Ein ganz anderes Bild tritt uns in dem Leben des ehemaligen Pfarrers von Grub, des in Basel verstorbenen J. Ulrich Walser von Teufen, entgegen. Mehr als 50 Jahre sind verflossen, seitdem er die kleine Pfarrei am Kaien angetreten, und mehr als 35, seitdem er unsern Kanton verlassen hat. Wir müssen fünf Dezennien zurück, um den ersten Spuren seiner öffentlichen Wirksamkeit nachzugehen, aber es sind deren noch genug vorhanden, um ein treues Bild des Mannes zu gewinnen, der in einer stürmischen Zeit viel ge-

lobt und viel geschmäht worden ist, der zu den Führern der Fortschrittspartei im Lande gehört hat und stets mannhaft für seine Gesinnung und seinen Standpunkt eingestanden ist. Nicht sowohl als Pfarrer, in welcher Eigenschaft er nicht hervorragte, sondern als einer der Bannerträger der politischen Dreißiger-Bewegung verdient er einen Platz in den appenzellischen Jahrbüchern und die Redaktion, die ihm dieses Denkmal errichtet, sieht sich dabei in der Lage, dem Leser ein interessantes Stück Vergangenheit vor das Auge zu führen.

Für diesen Nekrolog stehen uns zu Gebote viele Artikel der politischen Tagespresse, namentlich der Appenzeller-Zeitung, dann die appenz. Monatsblätter, einige im Druck herausgekommene Schriften des Verstorbenen und, was die Hauptsache ist, eine sehr ansehnliche Anzahl Briefe von seiner Hand an seither verstorbene und noch lebende Personen, die mit ihm verwandt oder sehr gut bekannt waren. Sind Briefe an Freunde und Bekannte der treueste Spiegel unsers Ichs, so kommt bei Walser's Briefen noch speziell hinzu, daß sie sehr gut, einfach, klar und witzig geschrieben sind. Das Lesen seiner Briefe gewährt einen wahren stylistischen Genuß; so, wie sie vorliegen, könnten sie beinahe ohne Ausnahme dem Drucke übergeben werden und die Leser der Jahrbücher dürfen es glauben, wenn sie versichert werden, es wäre das eine höchst interessante und piquante Lektüre, die aber heute noch in gewissen Kreisen viel Staub aufwerfen würde, wie der Schreiber es bei Lebzeiten gethan.

Geboren in Teufen den 28. Februar 1798 ward ihm die große Wohlthat einer guten Erziehung unverkümmert zu theil. Sein Vater, Arzt J. Jakob Walser, gehörte nach Bildung, Charakter, Wohlstand und Einfluß zu den ersten Männern der Gemeinde Teufen und auch die Mutter, A. Katharina Eugster von Speicher, war eine treffliche Frau, von der er noch im spätern Alter schrieb, sie sei ihm unvergeßlich. Die Ehe seiner Eltern war mit 13 Kindern gesegnet und er das erstgeborne und begabteste unter ihnen. Von dem Vater gieng

auf ihn über eine Trias von bürgerlich-häuslichen Tugenden, die leider immer mehr schwinden: Einfachheit, Sparsamkeit und Mäßigkeit; auch darin glich er dem Vater, daß er ohne Ehrgeiz und Ruhmsucht war. Oekonomisch völlig unabhängig, konnte der Vater auf die Bildung seiner Kinder, die höher hinauswollten, das Erforderliche verwenden. J. Ulrich gehörte zu diesen. Die damaligen Primarschulen in Teufen genügten dem geistig und körperlich frühzeitig entwickelten Knaben nicht; nachdem er sie bis zum 10. Jahr durchlaufen, kam er nach Berlingen im Kanton Thurgau zu einem anverwandten Pfarrer, der ihn so gut und so weit als möglich für höhere Schule vorbilden sollte. Hier war es, wo er sich, zweifelsohne unter dem Einfluß des geistlichen Onkels, für das Studium der Theologie entschloß. Sehr wahrscheinlich ist er auch in Berlingen konfirmirt worden. Dann kam er ans Gymnasium in Schaffhausen, von wo aus er als 17jähriger Student die Hochschule Tübingen bezog. Er selbst hatte von seiner Jugendbildung keine hohe Meinung und klagte später darüber, daß sie vernachlässigt worden sei.

Im Herbst 1816 lernten ihn die Herren Iller, Kammerer, und Etter, Altpfarrer in Speicher, in Tübingen kennen, da sie an ihn empfohlen waren. Auch der jetzige Pfarrer in Speicher, Hr. Knaus, studirte damals in Tübingen. Ein näheres Verhältniß zwischen diesen und Walser kam nicht zu Stande. Er war Mitglied der Burschenschaft nnd schloß sich mehr an einige Schaffhauser Studenten, Keller, Pfund, Pfister, Schalch u. a. an. Man sah ihn oft auf dem Fechtboden und es wird wahr sein, was in der berühmten, im J. 1831 in der St. Galler-Zeitung erschienenen Beschreibung unsrer Revisionsräthe über ihn steht: „In Tübingen betrieb er die theologischen Studien, doch wollte er, wie er sehr vernünftig war, sich den Kopf nicht zerbrechen, voraus an der Dogmatik nicht.“ Indessen wurden die Studien absolvirt, das Examen und die Ordination erfolgten in Schaffhausen im Jahr 1817. — Bald nach seiner Ordination fand er, noch nicht

20 Jahre alt, eine Anstellung in Grub, wo er von 1817 bis Ende 1832 als Pfarrer wirkte. Er war hier wohl gelitten. Seine volksthümlichen, klaren Predigten, sein herablassendes, alles geistlichen Stolzes bares Wesen und die Unterhaltung, die sein Umgang gewährte, machten ihn beliebt. „Wenn er auch in der Kanzelberedsamkeit nichts Ausgezeichnetes leistet," sagt die vorhin erwähnte Beschreibung, „so ist seine seltene Popularität in den lehrreichen Vorträgen, bei sorgfältiger Vermeidung von Gemeinplätzen, hochpreislich." Tiefere Spuren seiner geistlichen Wirksamkeit hat er nicht zurückgelassen, da sein ganzes Naturell wie seine theologische Richtung nicht dazu angethan waren. Der Mann hätte nicht sollen Theologie studiren, zum Pfarrer war er nicht geschaffen. Wenn das Wort wahr ist: pectus facit theologum, so fehlte bei Walser die vocatio interna, denn pectus war wenig da und trat völlig zurück vor dem alles beherrschenden Verstand. Er gehörte zu jenen Rationalisten reinsten Wassers, die schlechterdings keine Ahnung haben von dem idealen und ewigen Gehalt der christlichen Dogmen und die alles, was der Verstand nicht in seine Schubläddchen unterbringen kann, ohne weiters für Unsinn halten. Und weil er ehrlich und offen war, so kam er von seinem Standpunkt aus immer mehr in Konflikt mit der Kirchenlehre, mit der Liturgie und den kirchlichen Gebräuchen wie mit seinen Kollegen, so daß ihm, wie er selber sagte, „das Pfarramt entsetzlich verleidete." In der Folge machte er immer größere Fortschritte in der Negation. Es fehlte ihm aber auch an Kollegen, an die er sich hätte anschließen können und die ihm rathend und mildernd zur Seite gestanden wären. Iller in Walzenhausen, der ihm am nächsten stand, wohnte doch zu weit weg und sonst war keiner da. Der nächste Nachbar, Pfr. Kürsteiner in Heiden, vertrat das andere Prinzip und stieß ihn polarisch ab; es kam zwischen ihnen nicht nur in der Pastoralgesellschaft in Wolfhalden, sondern auch sonst zu unerquicklichen Händeln. Walser hat noch in späten Jahren diesen kollegialischen Mangel

bedauert. Nachdem er die bei der Beerdigung seines intimen Freundes, Hauptmann Hohl von Grub, von seinem Nachfolger, Pfr. Weber, gehaltene Predigt gelesen hatte, schrieb er darüber: „Es ist eine meisterhafte Arbeit, die fast in gleichem Grade für den Zeichner wie für den Gezeichneten einnimmt. Dieser Pfr. Weber, den ich nicht kenne, muß ein in Charakter und wissenschaftlicher Bildung hervorragendes Glied der appenzellischen Geistlichkeit sein. Zu meiner Zeit waren dergleichen Leute rar unter meinen geistlichen Amtsgenossen. Hätte ich auch einen solchen Mann an meiner Seite gehabt wie Hr. Weber, so wäre ich vielleicht jetzt noch dort, aber damals wurden andere Saiten aufgezogen und eine wüste Katzenmusik aufgeführt."

Walser fieng schon in den Zwanziger-Jahren an, publizistisch aufzutreten, und von Anfang an war Aufklärung und Freiheit des Volkes das Ziel, dem er zusteuerte. Er betheiligte sich sehr lebhaft an der vaterländischen Gesellschaft, am appenzellischen Monatsblatt, an der Appenzeller-Zeitung und wurde ein fleißiger Korrespondent auch anderer politischer Tagesblätter; er edirte mehrere politische Broschüren, so: „Kurzer Unterricht über die Verfassung des Kantons Appenzell." „Appenzeller-Einfälle." „Landammann Sutter von Innerrhoden" und in etwas veränderter Form Pfr. Suter's im Jahr 1797 erschienene Schrift: „Bestgemeinter, treuer Unterricht an alle Patrioten, aber besonders des freien und unabhängigen Staats Appenzell"; nebenbei schrieb er viele vertraute Briefe an seinen Vetter und Freund Dr. Nagel in Teufen, dem er u. a. klagt, wie er wegen des Schulstreites (1826) in Grub einen harten Stand habe.* Er sollte

* Walser schreibt über diesen Streit: „Der hiesige Schulstreit äußerte bedeutenden Einfluß auf unsre Hauptmannsgemeinde. Eine außerordentliche Menschenmenge strömte diesen Morgen (7. Mai 1826) unsrer Kirche zu, um dem Spektakel beizuwohnen .... Und leider blieb die Neugierde nicht unbefriedigt. Die zwei geschicktesten und kräftigsten Vorsteher ... wurden das Opfer; zwei andere blieben mit Noth an ihrem Posten. Die

bald auch einen harten Stand haben mit seinen Kollegen, denen er schon durch seine höchst werthvolle Arbeit: „Die Sectirer im Appenzellerlande von der Reformation an bis auf unsere Tage. Dargestellt von einem unpartheiischen Beobachter derselben.“ (Appenzell. Monatsbl. 1825—27) unwillkommen kam. Er wollte damit „das Urtheil über eine Menschenklasse, die bisher von den Meisten aus Unkenntniß des Gegenstandes entweder in die unterste Hölle verdammt oder in den obersten Himmel erhoben wurde, berichtigen.“ Sodann machte er sich hinter die Kapitelsprotokolle und stieß da auf allerlei Sächelchen, die piquant zu lesen waren, nicht nur für ihn, sondern auch für Laien, denen er sie, gestützt auf einen Paragraphen der Kapitelsstatuten: „Beschlüsse darf man offenbaren,“ mittheilte. Endlich schwang er die Geißel des Spottes über diese und jene damals noch bestehenden veralteten Sitten und Gebräuche, schnitt in manchen ehrwürdigen Zopf hinein und äußerte unverholen im Kreise seiner Amtsbrüder und bei andern Anlässen seine nicht bloß sehr freisinnigen, sondern oft spöttischen Ideen über religiöse Dinge. So machte er sich die meisten seiner Kollegen und viele Laien zu erbitterten Feinden. Es brauchte in der That großen persönlichen Muth, um so aufzutreten, wie Walser es in religiösen und Meier in politischen Dingen thaten, und wir wundern uns nicht, wenn jener gegenüber den vielfachen Angriffen und Fehden in beißender Ironie „Gedanken und Vorschläge zu Einführung einer Zensur in Appenzell Außerrhoden“ veröffentlichte (Appenz. Monatsbl. 1828). Der Konflikt steigerte sich in der berüchtigten Hundt-Radowsky-Affaire. Hartwig Hundt-Radowsky, ein preußischer Literat, hielt sich seit 1824 ohne

---

Kehrseite unsrer Demokratie zeigte sich da in ihrer ganzen häßlichen Gestalt. Der Bär (H. G.) steht nun an der Spitze und die Katze (R. G.) wird morgen in Herisau einschwören. Ach, wohin soll es noch kommen mit dem armen Grub? Auch ich habe einen harten Stand. Und doch ist's interessant!“

Schriften in unserm Ländchen auf, anfangs in Bühler, später in der Schwendi in Speicher, und lebte von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten, die alle im höchsten Grade negativ geschrieben waren und ihn in den Augen der Menge zu einem Bösewicht, Erzfreigeist und Atheisten, ja zum Antichrist stempelten. Er schrieb 1828 in Speicher den „Neuen Judenspiegel," der im Württembergischen gedruckt wurde und für die Württemberger bestimmt war, um diese mit dem neuen, in ihrem Lande erschienenen Judengesetz zu versöhnen. Das Buch fand auch in unserm Lande Verbreitung und man witterte dahinter eine Verschwörung zum Sturze der außerrhodischen Staatsreligion. Im gleichen Jahre hatte die „Appenzeller-Zeitung" ihre radikale Laufbahn begonnen und Radowsky kam bald in den Verdacht, ein thätiger Mitarbeiter daran zu sein, was er aber durchaus nicht war. Walser trat mit ihm, dem Gesinnungsgenossen, in nähere Verbindung und sorgte dem andern für Existenzmittel, indem er Bücher, welche Radowsky für seine literarischen Erzeugnisse an Zahlungsstatt aus Deutschland bezog, an Mann zu bringen suchte, und nahm sich später seiner, als Radowsky von Wald aus durch einen Landjäger nach Trogen geführt und nach kurzer, milder Haft vom Großen Rath aus dem Land gewiesen wurde, mit Rath und That an.* Aber das alles wurde ihm sehr ver-

---

* Man lese Radowsky's Schrift: „Mein Glaubensbekenntniß und meine Schicksale im Freistaat Appenzell-Außerrhoden. Ravensburg, 1829." — Charakteristisch ist folgender Brief, den ein Hr. Pfarrer an einen Mann in einer Nachbargemeinde schrieb:

„Mit großem Leidwesen vernehme ich, daß Sie, von dem ich eine ganz andere Meinung hatte, als ich, leider! nun zu bekommen anfange, das höchst schädliche, gottlose Buch des Hunt Radowsky unter meinen l. Pfarrkindern geflissentlich verbreiten, und daher will ich Sie mit diesen Zeilen, als Pfarrer und Ehegäumer, ernstlich warnen vor der weitern Verbreitung jenes Radowsky'schen Giftes, und bemerke Ihnen zugleich, daß bereits Klage gegen Sie eingelegt worden ist und die Sache nun höhern Orts eingeleitet wird. Indem ich Ihre Verirrung innig bedaure,

argt. Die „Radotzi„ oder „Rotuxi“ kamen in immer schlimmern Geruch und wurden, wie Radowsky selbst, als höchst gefährliche Leute hingestellt. Von dem „Gruber Pfarrer“ sagte man, er habe „de größt Mose“ 2c. Als dann gar noch eine Brochüre: „Sonnenklarer Beweiß, das der Hundt-Radowsky der in der Offenbahrung Johannis beschriebene Antichrist oder das Thier aus dem Abgrund mit 7 Häuptern und 10 Hörnern sei,“ welche Schrift die Leute für baare Münze nahmen, während sie nichts anderes war als eine die Lachmuskeln erschütternde Satyre, und als man sich in die Ohren raunte, der Pfarrer von Grub wolle ein noch schrecklicheres Buch schreiben, als der „Judenspiegel“ sei, da war das Maß so ziemlich voll, seine Stellung in Grub schien gefährdet zu sein und das fragliche Buch, schon bis zur 112. Seite gedruckt, wurde, namentlich auf Betrieb seines Freundes Dr. Nagel plötzlich abgebrochen und die ganze Auflage von seinem Vater mit nicht geringen Opfern als Makulatur angekauft. Das Buch, zu dem Walser im Herbst 1828 den Plan gefaßt, sollte den Titel führen: „Pfaffereien“ und in Trogen bei Zuberbühler und Meier erscheinen. Die Vorrede schon wie alles folgende ist mit beißendem Spott geschrieben und in Galle getaucht; Zeile für Zeile athmet einen eigentlichen Ingrimm gegen alles pfäffische Wesen und liest man die Vorrede, so muß Walser manches gewußt haben, das allerdings ein schlimmes Licht auf einen Theil der damaligen Geistlichkeit auch unsers Landes wirft. Er will an den Geistlichen das „Bußpredigergeschäft“ vollziehen und hält

---

wünsche ich von ganzem Herzen, daß der h. Geist der Wahrheit Sie bald wieder erleuchten wolle.“

Die Antwort lautete:

„Wohlerwürdiger Herr Pfarrer! Es ist mir leid, daß Ihr Spiegel so sehr durch den Nebel getrübt worden ist, daß er nicht mehr gut reflektirt, ich wünschte, Sie möchten mich besuchen, damit ich andere oder — mehr Strahlen hineinwerfen könnte. Indessen grüßt Sie freundlich“

N. N.

ihnen einen bedenklich trüben Spiegel vor, macht sie so auf den „wahren Schaden Josephs“ aufmerksam, ohne auf Dank oder ein Honorar aus dem Kammererseckel Anspruch zu machen, aber auch ohne Furcht vor Bannstrahlen, denn „sollten Pfaffen mit oder ohne Ordination es wagen, mich wegen der von mir enthüllten Pfaffereien auch nur im mindesten beunruhigen, kränken und thätlich verfolgen zu wollen, so sag' ich ihnen hiemit voraus, daß ich mich aller der Mittel bedienen werde, welche eine gerechte Nothwehr mir erlaubt, und daß mancher von ihnen dann Thatsachen und Namen öffentlich wird zur Sprache gebracht sehen, an deren Verschweigung ihm und seinen Freunden sehr viel gelegen sein muß.“ Nachdem er sich noch über den Titel des Buches ausgesprochen, schließt er die Vorrede mit den Worten: „Es giebt auch ein protestantisches Pfaffenthum: und in dieses führe ich euch jetzt ein, liebe Leser! Kommt, es ist schon spät, aber setzt den Hut auf und macht den Rock zu, damit die Zugluft euch nicht schade.“ Der gedruckte Theil des gefürchteten Buches, an dem auch Hundt-Radowsky Antheil haben sollte, aber nicht hatte, enthält 2 fertige Abschnitte: I. Vom protestantischen Hierarchismus im allgemeinen. II. Was sind die protestantischen Pfarrer und was sollen sie sein? Ein dritter Abschnitt: Ueber Kirchen, kirchliche und religiöse Gesellschaften, Vereine und Sekten und deren Verhältnisse im Staat ist nicht vollendet. Der erste Abschnitt hat es zum Theil mit für uns fernab liegenden Dingen zu thun, enthält in der Hauptsache eine scharfe Polemik gegen den „Großtrompeter aller jetzt lebenden protestantischen Hierarchen,“ Superintendent Jonathan Schuderoff in Ronneburg, und schließt mit einer Beschwörung der Völker, Fürsten und Obrigkeiten, den „herrsch- und rangsüchtigen Pfaffen,“ „diesen heimtückischen Wölfen im Schafpelz,“ „diesen Molchen und Blindschleichen“ ja nicht zu trauen. Kennzeichnend für den theologischen Standpunkt des Verfassers ist es, daß er die gesammte preußische Union, d. h. die von oben anbefohlene Vereinigung der lutherischen und reformirten Kon-

fession, „einen wahrhaft schaudervollen Eingriff in die heiligsten, unveräußerlichsten Rechte der Menschheit," die Kindertaufe „eine Handlung voll Zwecklosigkeit und Widerspruch und ohne allen vernünftigen oder biblischen Stützpunkt" nennt, daß er sich scharf gegen die Konfirmation und den Katechismus ausspricht und daß nach Christus und Paulus die Heiligung der Sonn- und Festtage „mit Kirchen- und Müssiggehen" „sehr thöricht und tadelnswerth" ist. Im zweiten Abschnitt theilt er die protestantischen Pfarrer in 3 Klassen ein; diejenigen, welche zu der ersten und zahlreichsten gehören, halten ihren Beruf für überirdisch und göttlich, betrachten sich als Nachfolger und Stellvertreter des Heilands und der Apostel und meinen, durch die Ordination sei ihnen die Fähigkeit zur Besorgung ihrer Berufspflichten ertheilt worden. Zur zweiten Klasse gehören die, welche nur um des „Magens" willen pastoriren und von denen es gilt: „Venalia nobis templa, sacerdotes, altaria, sacra Deusque," und die je nach dem bald orthodox, bald heterodox sind. Zur dritten, der Zahl nach geringsten, sonst aber „gewichtsvollsten" Klasse zählt Walser sich selbst und er und seine Leute sehen in den „sogen. kirchlichen Vereinen nichts weiter als öffentliche, unter dem Schutze des Staates stehende, religiöse Anstalten zur geistigen und sittlichen Veredlung des Volkes"; Hauptzweck des Pfarramtes ist ihnen „Beförderung der Sittlichkeit durch Lehre und Beispiel," und da die Sittlichkeit des Menschen bedingt ist durch sein körperliches Wohlergehen, so sollen die Pfarrer auf oder unter der Kanzel auch diätetische Lebensregeln geben und zur Benützung neuer Erfindungen rathen; auch sollen sie dann und wann in ein anständiges Wirthshaus gehen und sich mit den dort anwesenden Gemeindegliedern unterhalten und es nicht machen wie die „scheinheiligen Frömmler, die eine solche Herablassung und Vereinigung mit den Nichtgeistlichen tief unter ihrer Würde halten und, um ihren Heiligenglanz ja nicht zu trüben, sich nicht vor die Thüre wagen" 2c. Zuletzt ermahnt er seine Amtsbrüder, fallen zu lassen, was sich nicht

länger halten kann, und ruft ihnen zu: „Fort mit den thörichten, nichtssagenden Titeln von Kirche und Geistlichkeit, von „„geistlichen Ehrenhäuptern““ und „„ehrwürdigen Geistlichen,““ von „„Dienern des göttlichen Worts,““ „„auserwählten Knechten Jesu Christi,““ „„Stellvertretern des Heilandes und Seiner Apostel““ und was dergleichen Wortkram mehr ist!“ Er schließt diesen Abschnitt, indem er die damalige Behauptung, ein Pfarrer sei nicht absetzbar wie ein weltlicher Beamter, eine ungeheure Anmaßung nennt. „Keine Vorzüge, keine Bevorrechtigung, keine Ausnahmen, keine geistliche oder weltliche Adelschaft in einer Demokratie!“ Dem Bruchstücke des dritten Abschnittes entheben wir folgende Sätze. „Kein Staat ist irgend einer Kirche als solcher Schutz schuldig. — Staat und Kirche gehen einander nichts an. — Die Kirche hat allein die Befugniß, ohne alle Einmischung des Staates ihre innern Verhältnisse zu ordnen. — Der Staat hat nur zu verhüten, daß die Anordnungen der kirchlichen Gesellschaft mit dem Zwecke derselben in Widerspruch treten, er darf aber auch nicht zugeben, daß sie irgend jemanden durch Drohungen oder Zwang nöthige, wider seine Ueberzeugung an ihren Gottesverehrungen und kirchlichen Gebräuchen theilzunehmen. — Auch das Ausschließungsrecht darf der Staat der Kirche nicht gestatten, denn diese ist keine geschlossene Gesellschaft, weder geschlossen für den, der kommen, noch geschlossen für den, der gehen und, wenn es ihm beliebt, wieder kommen oder, wenn es ihm nicht beliebt, wegbleiben kann. — Jeder kirchliche Verein hat die Befugniß, seine Lehrer und Beamten selbst zu wählen und wenn sie das Vertrauen der Gemeinde nicht länger besitzen, zu entlassen.“ Ohne Vorliebe, aber energisch vom Standpunkte des unbedingten Selbstbestimmungsrechtes in religiösen Dingen nimmt sich Walser der Konventikel an. „Weder Kirche noch Staat dürfen solche außerkirchliche religiöse Zusammenkünfte verbieten; es darf dies nur geschehen, wo durch Thatsachen erwiesen ist, daß sie die Absicht haben, die Rechte anderer zu

verletzen. Auch der Umstand darf nicht als ein Argument gegen Konventikel ins Feld geführt werden, daß sie den Keim zu verderblichen und schwärmerischen Sekten legen, denn am Ende ist doch die Bibel die pandorische Büchse, aus welcher die meisten Sekten entsprungen sind, und es giebt keine positive Religion, die nicht ursprünglich eine Sekte (Religiönchen) gewesen ist." „Grade in diesem Punkt," sagt Walser, „ist von Seite der Kirche und dem durch sie irregeleiteten Staat schon so viel und schwer gesündigt worden, daß ich diese Abhandlung nicht schließen kann, ohne mich noch mit ein paar Worten über die Rechte zu verbreiten, welche sowohl ganze Gesellschaften als einzelne Personen in Betreff der Freiheit des Bekenntnisses und der Mittheilung ihrer religiösen Grundsätze vom Staat und von ihren Mitbürgern verlangen können." Er weist hin auf die blühenden freien Staaten Amerikas, wo oft in einer Stadt zehn und noch mehr ganz verschiedene Religionsparteien in Friede und Liebe neben einander wohnen, und dann gegensätzlich auf Italien, Spanien und Portugal mit ihrem Glaubenszwang und ihrer Verarmung und Sittenlosigkeit und sagt dann: „Ein Staat, welcher von seinen Bürgern begehrt, daß sie von dem höchsten Wesen keine andern Vorstellungen und Ideen hegen und dasselbe auch auf keine andere Weise verehren und anbeten sollen als in gewissen Formularen, die man symbolische Bücher, Katechismen, Kirchenagenden u. s. w. nennt, vorgeschrieben sind, ein solcher Staat ist ungeachtet aller bürgerlichen Freiheiten, die er im übrigen gewähren mag, die ärgste Despotie, die es nur geben kann." Noch folgen entsprechende historische Data und damit schließt das Werk, soweit es gedruckt wurde. Das Manuskript für den ungedruckten Theil kam uns nicht zu Gesicht.

Die mitgetheilten Bruchstücke machen es völlig begreiflich, daß Walser's Freunde alles daran setzten, ihn von der Veröffentlichung dieses Werkes abzuhalten. Es ist in der That ein kühnes, keck herausforderndes Buch und muß uns doppelt kühn und herausfordernd erscheinen, wenn wir die

Zeit der Entstehung ins Auge fassen. Es ist vieles daran mit größtem Rechte zu tadeln und auszusetzen, namentlich der oft frivole und cynische Ton und die bodenlos triviale Exegese; andrerseits aber ist das Buch, abgesehen von dem klaren und kräftigen Styl, reich an durchaus wahren Gedanken und es entwickelt Ideen über Kirche und Staat, Sekten ꝛc, die leider jetzt noch nicht überall verwirklicht sind, denen aber doch die Zukunft gehört. Die größte Genugthuung hat uns das Lesen dieses Buchtorso's in der Richtung gewährt, daß die Gegenwart hell und schön absticht von der Vergangenheit, auch was die Pfarrer des Landes betrifft.

Als der Druck des Buches ohne Schaden für Walser sistirt worden war, schrieb er an Nagel: „Mit Freude und Dank blicke ich nach vorübergegangenem Sturm auf die Proben der Freundschaft hin, die er mir namentlich auch von Ihrer Seite herbeigeführt hat. Sie haben ein großes Werk verrichtet, das schwerlich einem andern gelungen wäre und woran ich Sie aus guten Gründen allein schaffen ließ, indem Sie meine Eltern zur Ansichbringung der bewußten Bogen bewogen haben. „„Der Hauptmann Nagel will's ja haben,"" sagte mein Bruder, als ich ihn . . in Trogen seiner Fahrt wegen zur Rede stellte, und ich gestehe, daß ich in jenem Augenblicke mehr als je den Werth Ihrer Freundschaft fühlte, womit Sie mich beglücken. Möchte ich Ihnen werkthätig beweisen können, wie sehr ich mich Ihnen zu Dank verpflichtet fühle!" Das war im Februar 1829, und als ihm Nagel bald darauf über die damals auftauchende Landbuchrevisionsfrage berichtete, schrieb Walser mit erleichtertem Herzen zurück: „Eine zufällige Wichtigkeit bekommt diese Sache auch dadurch, daß sie, wenn irgend eine, geschickt ist, den Glaubensstreit vergessen zu machen."

Ein Nachklang dieser Affaire ist der Sturm, den Walser durch Veröffentlichung der Verhandlungen der Synode des Jahres 1830 im Appenz. Monatsblatt (1830, Nr. 4) hervorrief, worin er sich namentlich scharf gegen die Personal-

zensur aussprach. Es erschien dagegen eine anonyme Schrift: „Die Stimme eines Rufenden in die Berge und Thäler," worin u. a. die Rede ist von „geiferndstem Spott und von Wölfen, welche gräulich mit ihren Zähnen grinsen und ihre Federn zu Dolchen spitzen und wetzen" und das Appenzellervolk gewarnt wird vor den „Aufklärern, welche von den Entdeckungen der Zeit faseln und es verleiten wollen, die lebendige Quelle zu verlassen und das Pfützenwasser, welches sie ihm bieten, zu trinken, um damit zu unterdrücken des freien Geistes Dürsten." Ein auswärts angestellter appenzellischer Geistlicher enthob Walser der Mühe, auf diesen Zionswächter zu antworten.

1831 hielt Walser die Synodalpredigt über **2.** Kor. **4, 5.** Thema: Was ein evangelischer Geistlicher überhaupt predigen und in welcher Eigenschaft er das thun müsse.

Mit der Revision des Landbuchs, die freilich noch einige Zeit auf sich warten ließ, betritt Walser die politische Bühne und auf dieser hat er sich unstreitig bleibende Verdienste erworben.

Veranlaßt durch das Begehren einer Gesellschaft in Speicher um Vornahme einiger Gesetzesverbesserungen (**14.** März **1828**) beschloß der Große Rath im Jahr darauf, es solle in allen Gemeinden durch die Vorsteher die Frage berathen und je nach dem Resultate der Landsgemeinde **1830** zum Entscheide vorgelegt werden, ob man in eine theilweise oder gänzliche Revision des Landbuchs eintreten wolle oder nicht. Im Nov. **1829** berichteten die Hauptleute im Großen Rathe über die Stimmung in den Gemeinden und nach Anhörung dieser Eröffnungen beschloß der Große Rath mit **18** gegen **15** Stimmen, der Sache keine weitere Folge zu geben. Allein sie ruhte nicht, obschon die Obrigkeit versicherte, es sei alles glücklich und zufrieden. Es erschien **Dr.** Tobler's zündender „Rath am Falkenhorst," die Schrift Nagel's und **Dr.** Heim's mit zahlreichen Unterschriften aus dem Mittel- und Vorderland bedecktes Memorial an den Großen Rath, dahin gehend, die

„verstümmelte, entehrte und unsre Freiheit vernichtende Verfassung aus dem eidgenössischen Archive zu fordern und alle Vorsteherschaften zu beauftragen, Kirchhören zu halten und den Leuten die Nothwendigkeit der Revision des Landbuchs darzuthun.“ Nun kam der Große Rath in Fluß, bestellte (den 7. Dez. 1830) eine Kommission, welche auf die nächste Sitzung Anträge bringen sollte, wie die Revision an Hand zu nehmen sei, und den 20. Jan. 1831 beschloß der Große Rath, die Landsgemeinde anzufragen, ob man in eine Revision des Landbuchs und aller bestehenden Verordnungen eintreten wolle oder nicht. In einer würdigen Proklamation empfahl die Behörde dem Volke Vornahme der Revision.

Walser veröffentlichte im März 1831 eine sehr populäre Flugschrift für die Revision: „Das alte und neue Testament, das alte Landbuch, die alten Rechte und Gerechtigkeiten,“ womit er viele Landleute für die Sache gewann, der er mit Kopf und Herz zugethan war. In dieser mit gut gewählten historischen Daten versehenen Brochüre fordert er das volle Gesetzgebungsrecht für die Landsgemeinde, ungeschmälertes Versammlungsrecht der Kirchhören, Stimm- und Wahlrecht der Beisaßen, Oeffentlichkeit der Rathsversammlungen und Trennung der Gewalten. Aus Walser's Korrespondenz mit Titus Tobler geht hervor, daß die Schrift großen Anklang fand, doch wurde nur die Hälfte der allerdings starken Auflage abgesetzt. — Auch sonst war Walser äußerst thätig für den angebahnten Fortschritt und er sah seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Die Landsgemeinde des Jahres 1831 beschloß mit großer Mehrheit Revision der Verfassung und Verordnungen, übertrug diese Arbeit einer Kommission von 45 Mitgliedern und wählte in diese: Landammann Oertli, Landammann Näf, Statthalter Signer, Dr. Tobler und Landshauptmann Nagel. Die übrigen 40 wurden von den Gemeinden gewählt und unter ihnen fehlte kein einziger Träger der Bewegung. Walser wurde in Grub als erster Abgeordneter gewählt. Als die Namen der Gewählten bekannt

geworden, schrieb Walser an einen Freund: „Nun geht's ans Werk, laßt uns klug sein und stark, dann wird's gelingen. Die Aspekten stehen gut, überall die besten Männer!“ In der ersten Sitzung der Revisionskommission wurde er Sekretär* und als solcher war er sehr am Platze. Der Revisionsrath arbeitete geraume Zeit nach seinem Verfassungsentwurfe und wählte ihn oft in Kommissionen. Wie und wofür er in den Sitzungen votirt hat, ist im Appenzell. Monatsbl. 1831 ausführlich nachzulesen; es genügt, im allgemeinen zu sagen, daß er zu den entschiedensten Demokraten gehörte und immer in erster Linie stand, wo es galt, freisinnige Grundsätze zu verfechten. Dabei war er aber nüchtern und überlegend genug, um nur das mögliche anzustreben, und in dieser Beziehung viel maßvoller als in religiösen Dingen. Als er hörte, Heim wolle ein ganz neues Gebäude ohne die Eintheilung des alten aufführen, schrieb er an Tobler: „Ich bin dagegen. Nicht daß ich seine vernünftige Absicht verkenne, aber in dem Hause, worin man auferzogen worden ist, sind einem die alte Stiege und die schwarze Stube so lieb und heimelig, daß man's nur mit blutendem Herzen niederreißen sehen würde, und lieber nur ausbessert, ob's schon nicht so schön aussieht, als hätte man von Grund aus neu gebaut. So betrachte ich unsers Volkes Sinn. Ich würde buchstäblich bei Auftrag: Revision, bleiben und so viel es sich mit Vernunft und Recht thun läßt, alles beibehalten.“

Die Periode unsrer Dreißiger-Revision war der Glanzpunkt in Walser's Leben. Sein Interesse daran war ein höchst lebendiges und sein Streben, bessere Verfassungszustände herbeizuführen, ein durchaus lauteres. In der schon erwähnten „Beschreibung der Revisionsräthe“ heißt es: „Wer würde jetzt

* Er erhielt vom Großen Rath für seinen Aktuarsdienst 6 Thaler, sage sechs Thaler, der zweite Sekretär, Zuberbühler, 12 Thaler. Beide hatten ungefähr gleich viel Arbeit, Walser schrieb jedoch unvergleichlich besser als Zuberbühler, aber, sagte Walser, die Hauptleute rächen sich, wo sie können.

nicht wehklagen, wenn Grub den Geistigen, bloß weil er Geistlicher war, nicht gewählt hätte," und einer seiner damaligen Freunde schrieb uns: „Sie hätten ihn im Revisionsrathe sehen sollen, den schlanken, hochwüchsigen Gruber-Pfarrer, mit seinen blauen, hell leuchtenden Augen und der leisen Ironie auf den feingeschnittenen Lippen. Er sprach nicht sehr oft, aber immer klar, kalt, hin und wieder mit Witzen blitzend." Mit Witzen war er jedoch allzu freigebig, so „daß er dadurch dem Ernste und der Würdigkeit der ganzen Versammlung bisweilen etwas Eintrag that." — An der außerordentlichen Landsgemeinde im Sept. 1831 standen sich die Freunde und Gegner des Verfassungsentwurfes in ganz gleicher Anzahl gegenüber, so daß die Entscheidung der nächsten Frühlingslandsgemeinde überlassen werden mußte. Walser schrieb darauf: „Es folgt aus der Natur der Sache, daß die Freunde des Entwurfs mit der Zeit zu-, nicht abnehmen. Das Geschäft wäre wirklich gar zu leicht gegangen, wenn alles auf ein Mal und auf der Stelle vom Volke angenommen worden wäre. Seit den Schlachttagen war kein so wichtiges Werk mehr im Wurfe wie das gegenwärtige, es darf also wohl Zeit und Mühe kosten. Was nun thun? Die „„Divisionsherren"" sollen weder in pleno, noch in particulare das Wort ergreifen, sondern alles ruhig dem anheimstellen, der die Herzen der Könige — und auch der Landsgemeindler leitet wie die Wasserbäche, und Gott bitten, daß der h. Geist der Vernunft aller Herzen erleuchten und ihre Hände regieren wolle." Der Rath war gut, die Freunde des Entwurfes vermehrten sich und es war alle Hoffnung vorhanden, daß die meisten Stimmen sich wenigstens für theilweise Annahme vereinigen werden. Auf unveränderte, d. h. totale Annahme durften sie nicht rechnen. Schon sprach man auch davon, die Träger der Revision ins Amt zu wählen, und Walser schrieb einem Freunde humoristisch: „Der Pfarrer in der Grub würde auch etwas werden, wenn er kein Pfarrer wäre, wenigstens versichern mich dessen alle, die Geld bei mir entlehnen wollen oder solches

schon entlehnt haben." Wirklich nahm die ordentliche Landsgemeinde im Jahr 1832 alle Artikel des Entwurfes an mit Ausnahme des Obergerichts- und Glaubensartikels, in welch letzterm namentlich der Passus nicht gefallen hatte: „Es darf jedoch kein Glaubenszwang und keine Verfolgung gegen Andersdenkende stattfinden." In der neuen Revisionskommission, in welche Grub Walser wieder gewählt hatte und worin dieser den von der Landsgemeinde übergangenen Dr. Tobler sehr vermißte, wurde Walser wieder Sekretär. Die Arbeit der neuen Kommission gedieh bis zur Revision der meisten Gesetze, doch verließ Walser das Land noch vor der berüchtigten Landsgemeinde im Jahr 1833, um die Pfarrstelle in Liestal anzutreten.

Die Revisionsgeschichte hatte ihn in einen Prozeß mit Dekan Frei verwickelt, der ihn und Dr. Tobler an der Synode von 1832 der Unwissenheit, des Spottes über den geistlichen Stand und der Verleumdung beschuldigte, worauf er schon in der Synode scharf und dann noch schärfer in einer Zeitung erwiederte. Alle Geistlichen des Landes wurden von Frei angegangen, eine Kollektiv-Beschwerdeschrift gegen ihn beim Großen Rathe einzureichen, aber im Hinterlande unterzeichnete nur einer, der später zurücktrat, vor der Sitter nur 5. Die Sieben begehrten wirklich Rechtseröffnung gegen ihn. Der regierende Landammann und die Statthalter versuchten einen gütigen Vergleich, wozu jeder Theil einen Mittelsmann stellte. Die Mittelsmänner richteten aber nichts aus; es kam zu einer richterlichen Kommission und vor dieser zu einer schriftlichen Erklärung, worin die amtliche Ehre der Kläger gewahrt wurde. Die Unkosten hatten die beiden Parteien zu gleichen Theilen zu tragen.

Von den vielen andern Fehden Walser's, die mit der Revisionsbewegung zusammenhängen, sei noch derjenigen mit Dr. Niederer in Iferten erwähnt, die einen nobeln Charakter trägt und in der ihm dieser mit überlegenem Geiste entgegentrat.

In Liestal trat er das Pfarramt im Januar 1833 an und es gefiel ihm hier so gut, daß er ins Appenzellerland schrieb: „Ich sitze mitten im Glückshafen. Sie begreifen nicht, wie theokratisch hier alles ist, es ist weit ärger als bei uns. Der Pfarrer ist das A und das O und ohne ihn thun die Leute keinen Schritt.“ Doch nicht hierin erblickte er sein Glück, sondern in seiner ganzen äußern und innern Lage. Die 33ger Landsgemeinde löschte den letzten Funken Heimweh in ihm, aber ganz richtig sagte er, das Unglück sei nicht so groß, als man im ersten Augenblick meine, die Sache werde sich bald wieder wenden. Die Augustereignisse in Baselland, der Sieg der Ländler erhöhte seine Freude an der neuen Stellung, als er aber eine, übrigens kurzlebige, Zeitung herausgab, wich ihm der erst feste Boden unter den Füßen. Er schrieb hierüber selbst: „Es ist den Liestalern entsetzlich, einen Zeitungsschreiber zu einem Pfarrer zu haben, und schon zählen sie die Jahre und Monate, da meine fünfjährige Anstellung abgelaufen sein werde.“ Seine Briefe aus dieser Zeit geben interessante Aufschlüsse über die Zustände in Baselland und die leitenden Persönlichkeiten.

Die spätere Laufbahn Walser's bietet wenig dar, was von Interesse wäre, und ist auch, namentlich nach der journalistischen Seite hin, nicht sehr erquicklich zu verfolgen. Er schied nach 5 Jahren freiwillig aus dem geistlichen Stande, gründete dann in Reinach eine Buchdruckerei, die er später nach Arlesheim und dann nach Birsfelden verlegte, redigirte Jahre lang das basellandschaftliche Volksblatt, einige Zeit auch die Dorfzeitung in Bern, war Gemeinderath von Muttenz und Landrath, 1862 Sekretär des Verfassungsrathes und noch einmal Landrath als Freund und Begünstiger Rolle's.

Walser hatte sich 1818 den 25. Mai mit Marie Juliane Hurter von Schaffhausen verehelicht, mit der er volle 48 Jahre in guter Eintracht lebte. Nicht weniger als 14 Kinder, 9 Söhne uud 5 Töchter, entsprangen dieser Ehe. 3 Knaben starben in zarter Kindheit, 2 Söhne, denen er seine

Buchdruckerei übergeben hatte, in erwachsenem Alter. Er erlebte 16 Großkinder.

Seit 1860 lebte er in äußerlich gesicherten Verhältnissen in Basel. Er sollte kein hohes Alter erreichen, so einfach und mäßig er auch gelebt hatte. Anfangs 1865 bildete sich ein Lungenübel, das immer mehr zunahm und zuletzt unheilbar wurde. Treue Pflege der Gattin und ärztliche Kunst, auf welch letztere er selbst geringe Stücke hielt, konnten sein Leben noch einige Zeit fristen und es war ihm noch vergönnt, einen mehrwöchentlichen Besuch im Appenzellerlande zu machen. Er fühlte aber, daß das sein letzter Besuch in der Heimat sei. Dem Tode sah er mit stoischem Gleichmuth entgegen. Lebensmüde entschlief er in Basel den 30. März 1866 im Alter von 68 Jahren und 1 Monat.

In seinem Namen wurden der Sekundarschule in Teufen 1000 Fr. vermacht.

Statthalter Laurenz Meyer von Herisau.

Unter den Männern von Bedeutung, welche der Tod unserm Lande entrissen hat, verdient Altlandesstatthalter Laurenz Meyer in Herisau ein dankbares Andenken auch in weitern Kreisen.

Laurenz Meyer, der älteste Sohn des Altrathsherrn Laurenz Meyer und der Johanna Elisabetha Stricker, wurde geboren den 25. September 1800. Es wurde ihm eine sehr sorgfältige Erziehung zu theil. Einige Jahre lang hielt sein Vater für ihn und die Geschwister einen tüchtigen Hauslehrer. Später genoß er den Unterricht des damals in Herisau sehr angesehenen, tüchtigen Lehrers Stelzner. Nach dem frühen Hinschied seiner Mutter schloß er sich mit herzlicher Liebe an seine Stiefmutter an, eine Tochter des Dekan